

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

E. Lemke: Vorgeschichtliche Töpferei und Ornamentik.

10. Vorgeschichtliche Töpferei und Ornamentik.

Von E. Lemke.

Geehrte Anwesende, fürchten Sie nicht, dass ich Sie bis zur Er-schöpfung in dem Gebirge umherführen will, welches durch die Erzeug-nisse der Töpferei gebildet werden könnte, gleichviel ob jene Erzeugnisse in heilem Zustande anzutreffen wären oder nur in Scherben vor uns lägen! Ich habe auch nicht die Absicht, mit Ihnen gemeinsam in die Geheimnisse eines Töpfermeisters zu dringen. Wir wollen uns zunächst nur aus der Vogelperspektive die Sache ansehen, d. h. einen Blick in die älteste Geschichte dieser Kunst thun und dann — besonders in der Mark Brandenburg — einige vorgeschichtliche Gefässformen und Ornamente zu näherer Betrachtung heranziehen.

Da die Töpferei für die Erfordernisse ursprünglichster Art arbeitet, kann man ohne weiteres annehmen, dass ihr Alter ein ungemein hohes ist. Wie weit indessen diese Kunst zurückreicht, darüber lassen sich nur sehr mangelhafte Nachweise geben. Wissen wir doch kaum zu be-stimmen, wie viele Jahrtausende die ersten geschichtlichen Überlieferungen der alten Kulturvölker hinter uns zurückliegen; um wie viel schwieriger müssen die Versuche sein, den bei weitem früheren Zeitpunkt nachzu-weisen, da die ersten Staffeln einer Technik, wie sie die Töpferei ist, er-stiegen waren. „Tief unter dem langsam sich absetzenden Schlamm des Nils sind glasierte Thonscherben hervorgegraben worden, die (wenn die Rechnung aus der Dicke der Schlammschicht und des alljährlich sich absetzenden Niederschlages richtig ist) vor mehr als 13 000 Jahren ge-brannt sein müssen.“ Auf ägyptischen Basreliefs finden wir wiederholt die Abbildungen der verschiedensten Vorgänge, welche bei der Bear-beitung des Thons eine Rolle spielen. Wir sehen den rohen Thon mit Füßen kneten; Erzeugnisse aller Art werden, theils aus freier Hand, theils auf der Töpferscheibe, daraus gebildet; hier lernen wir das Brennen, dort die Gestalt der Öfen, ferner die rote Farbe der altägyptischen Thon-gefässe kennen. Dass die Israeliten ebenfalls in den frühesten Zeiten die Kunst der Töpferei verstanden haben, beweisen zahlreiche Beziehungen, welche die bilderreiche Sprache des alten Testaments benutzte. Wenn auch nicht mit den ersten Versuchen der Töpferei, — denn auf diese kommt naturgemäss jedes Volk von selbst — so sind doch höchst wahr-scheinlich mit den Vervollkommnungen die Griechen durch die Ägypter bekannt gemacht worden. Zu Homers Zeiten gab es auf der Insel Samos Töpfereien, welche eine grosse Berühmtheit besaßen, so dass der blinde Sänger dieselben durch ein Gedicht verherrlichte, welches die Meinung hervorrufen könnte, als sei es durch den Besuch eines grossen Etablis-sements der Neuzeit veranlasst worden. (Vielleicht ein Besuch nach Art

der Wanderungen unserer „Brandenburgia“! So viel ich aber weiss, hat noch kein Dichter hier einen ähnlichen Gesang für die Schriften des Vereins geliefert.) Die Vorgänge, welche Homer schildert, stimmen in ausserordentlicher Weise mit den heute üblichen überein. Wie alle Bildung und Kunstfertigkeit, so nahm auch die Töpferei ihren Weg von Griechenland nach den südlichen Teilen Italiens, um von hier in den Lebensorganismus des römischen Reichs überzugehen. Das Material, aus welchem die irdenen Gefässe — z. B. zu Plinius Zeiten — hergestellt wurden, bestand aus rotem oder rotbraunem Thon; die Malerei beschränkte sich auf eine Zeichnung in schwarzer Farbe. — Die Erfindung der Töpferscheibe ist eine sehr alte, und es hat den Anschein, als ob die verschiedenen Völker ganz selbstständig darauf gekommen wären. Die Griechen schrieben die Erfindung dem Tales, einem um die Mitte des 12. Jahrh. v. Chr. lebenden Handwerker, andere wieder dem Theodorus von Samos zu; wahrscheinlich aber dürfte die Vorrichtung ein viel höheres Alter beanspruchen. Übrigens giebt es Völkerschaften, welche kreisrunde Gefässe von sehr bedeutendem Umfange ohne Anwendung der Scheibe herstellen, z. B. die Arowaken und Warauen in Süd-Amerika, die 5—6 Fuss hohe Töpfe lediglich durch Aufeinanderlegen dünner, langer Thonwulste fertigen. (D. n. Buch d. Erfind., Gew. u. Jnd., IV. Bd., 1866.)

Wenn wir die Gefässe betrachten, welche in unsern Museen als Zeugnisse älterer und ältester einheimischer Kultur aufbewahrt werden, so erkennen wir oft auf den ersten Blick, dass jene ohne Töpferscheibe hergestellt sind; manche Urnen sehen kläglich schief und überhaupt nicht regelmässig geformt aus, während man doch im allgemeinen überraschende Kunstfertigkeit antrifft und nicht zum wenigsten die Anordnung und Ausführung der Ornamente anstaunt.

Der Mensch der neolithischen Zeit, d. h. der jüngeren Steinzeit, knetete den Thon, den er zum Herstellen von Gefässen benutzen wollte, mit grobem Sande durch, wodurch der Thon an Festigkeit gewann. Die aus freier Hand geformten Töpfe, Schüsseln, Schalen u. s. w. wurden bei einem sogenannten „Schauchfeuer“ schwach gebrannt. Die Gefässe zeigen nicht selten schon Henkel oder knopfartige Ansätze und tragen u. a. ein Ornament, welches man als charakteristisch für die Steinzeit erkannt hat: das Schnur- oder Bindfaden-Ornament.

Dieses über den Kreis der Forscher hinaus bekannte Ornament ward durch sorgfältiges Auflegen oder festes Umbinden und energisches Abdrücken eines Bastfadens oder einer Schnur aus Pferdehaar u. s. w. hergestellt.

Daneben ist für die neolithische Zeit ein zweites Ornament äusserst charakteristisch: jenes, welches durch verhältnismässig tiefe Einstiche in den Thon entstanden ist.

Im allgemeinen ist die Mark Brandenburg nicht reich an Funden dieser Art. U. a. sind neolithische Gefässe in Satzkorn bei Potsdam und in Kl. Rietz, Kr. Beeskow, wieder zu Tage gekommen. Scherben aus derselben Zeit fanden sich z. B. in der Umgegend von Brandenburg. Möglicher Weise sind noch manche interessanten Funde zu erwarten, da in nicht zu weiter Entfernung, nämlich bei Tangermünde in der Altmark, viele und schöne Gefässe ausgegraben wurden.

Die steinzeitlichen Ornamente waren sehr oft mit weisser Farbe ausgefüllt, wie man an zahllosen Spuren erkennen kann.

In Oldenburg, Hannover, Schleswig-Holstein und Mecklenburg ist — nach A. Voss und G. Stimming (Vorgesch. Altert. a. d. M. Brandenburg) — das Schnur-Ornament noch nicht gefunden worden; in Holland und Dänemark, sowie im Mittel-Rhein-Gebiet tritt es neben dem vorherrschenden eingestochenen Ornament vereinzelt auf; dagegen ist es in England, Thüringen, Sachsen, Hinterpommern und Ostpreussen das vorherrschende. Mitunter sind beide Ornamente auf demselben Gefässe anzutreffen. Das Schnur-Ornament ist aber viel verbreiteter gewesen. Es ist auch nachgewiesen in Baden, in der Schweiz, in Polen, Böhmen und Nord-Ungarn, auch im Gouvernement Perm in Russland. In der Mark ist es selten.

Auch schon die mehr oder minder barbarischen Steinzeitmenschen befassten sich mit Nachbildung, wie Scherben von Mildenberg, Kr. Templin, beweisen; in diesem Falle hat der selige Töpfermeister das Schnur-Ornament mit einem Stichel hervorgebracht.*)

Die Steinzeit beschränkte sich aber durchaus nicht auf zwei Verzierungsweisen. Man kennt das etwa durch Fingerdruck hergestellte Gruben-Ornament. Oft erfuhren auch die Fingernägel getreuen Abdruck, — eine Technik, die dem Menschen buchstäblich angeboren ist. Gewöhnlich verläuft diese Ausschmückung eines Kochtopfes oder einer Graburne in horizontalen Reihen. Ähnlich verhält es sich mit dem durch ein Stäbchen hergestellten Gruben-Ornament; das Stäbchen muss an seinem unteren Ende rund oder meisselförmig zugestutzt gewesen sein; die kleinsten Grübchen werden aber mit einem ganz zugespitzten Stäbchen hineingestossen worden sein. (S. tiefe Einstiche!) Mein unvergesslicher Landsmann O. Tischler hat gewisse Instrumente, namentlich Knochenpfriemen und Feuersteinsplitter, in nächste Beziehung zu den Ornamenten gebracht.**) Auch ein Bogen- oder Häkchen-Ornament, winzigsten Fuss-tapfen vergleichbar, war „Mode“; vermutlich benutzte man zu demselben ein zurechtgeschnittenes Stück Rohr oder dergl.

Nach Ansicht vieler Forscher waren es die Frauen, die gleich den

*) Nachr. ü. d. Alt. F., 1891, V.

***) Verh. d. Berl. G. f. A., E. u. U., 1883, S. 437.

Schönen unter den jetzigen Naturvölkern die Arbeit der Töpferei zu verrichten hatten. Da mögen sie sich gegenseitig mit „Mustern“ ausgeholfen haben, — ganz so, wie es heute die Damen bei Stickereien u. s. w. zu thun pflegen; nur lebte man damals nicht so schnell; man war also nicht so nervöse und nach Abwechslung verlangend, wie es heute der Fall ist, da der Dampf- und der Draht-Verkehr, das Fahrrad u. s. w. zur Herrschaft gelangt sind. Man hielt an seinen Gewohnheiten ausdauernd fest, — Jahrhunderte lang; ein Umstand, der jetzt der „Wissenschaft vom Spaten“ sehr zu statten kommt.

In Nord-Deutschland liebte man, wie auch anderwärts, das sogenannte Schachbrett-Muster, wofür die Funde in Tangermünde vortreffliche Beispiele liefern. Auch in Schweden (s. O. Montelius, Die Kultur Schwedens in vorchr. Zeit) hat man dies ausdrucksvolle Muster angetroffen. Einigen Prähistorikern muss es aber als zu fein für diese Kulturperiode erschienen sein, daher sie es für eine spätere ansetzten, welches Schicksal (nach Virchows Entscheidung) die Funde von Fürstenau, Kr. Rastenburg, Ostpreussen, erfuhren,*) die man zuerst für römische angesehen hatte.

Bei derselben Gelegenheit — es war bei der im Jahre 1895 stattfindenden Konferenz in Sarajewo (Bosnien) — zeigte A. Voss die grosse Ähnlichkeit zwischen Funden von Butmir (Bosnien) und den neolithischen Stücken von Tordos an der Maros bei Broos in Siebenbürgen. Das Vergleichen scheinbarer Nebensächlichkeiten ist so wichtig für die vorgeschichtliche Forschung, dass ich hier ein wenig abschweife, um Ihnen, geehrte Anwesende, ein kleines Bild davon zu entwerfen. Sowohl in Bosnien wie in Siebenbürgen kommt aus neolithischer Zeit feine schwarze Thonwaare mit Spiralen und Thonfiguren vor und ebenso gröbere Waare mit Kreis-Ornamenten, die nicht (wie hier vermutet war) auf das Eindrücken von Metallröhren, sondern auf durchschnittene Rohralme oder Vogelknochen zu beziehen sind. Besonders charakteristisch seien — sagt A. Voss — Band-Ornamente in Zickzackform, die mit Strichen und Punkten ausgefüllt sind und in Bogen und Spiralförmigkeiten übergehen. Auch Becher mit hohem Fuss und rotem Überzuge müssten erwähnt werden. — Die Verhältnisse dort wenden sich unschwer an uralte Beziehungen zu den Phöniziern, worüber Undset wertvolle Abhandlungen schrieb. Das Spiral-Ornament kehrt an den Stellen von Pesaro in Italien wieder, während Virchow es an transkaukasischen Bronzen nachwies. Wie Montelius hervorhebt, ist man in Europa nicht gewohnt, eine Steinzeit anzunehmen, wenn man das Spiral-Ornament findet. Aber die Bevölkerung Bosniens muss mit südöstlich wohnenden Kulturvölkern in Verbindung gestanden haben. Einige der Butmirer Scherben zeigten grosse Ähnlichkeit mit Thongefässen von Sicilien aus

*) Verh. d. Berl. G. f. A., E. u. U., 1895, S. 46.

der reinen Steinzeit und mit solchen aus dem Ende derselben. Andere, z. B. solche mit dem Schachbrett-Muster, finden sich von Cypern bis Skandinavien. Spiralen aus so früher Zeit giebt es in den andern Teilen Europas nicht; in Skandinavien gehören sie der Bronzezeit, also dem 2. Jahrtausend v. Chr. an; — für Mykenae sind sie für die Mitte des 2. Jahrtausends anzusetzen; in Ägypten kennt man sie aus dem 3. Jahrtausend. Nach Montelius' Ansicht hat die metallische Zeit in Skandinavien ungefähr schon im 17. oder 18. Jahrh. v. Chr. — wenn nicht noch früher — angefangen; dasselbe müsse man auch wohl für Bosnien annehmen, da diese Zeitbestimmung auch für Italien und Griechenland zutrefte. Butmir müsse älter, als 2000 Jahre v. Chr. sein. In bezug auf das Spiral-Ornament spricht sich auch M. Hörnes (gestützt auf die Nachweise von Sophus Müller) ganz entschieden für phönizischen Einfluss aus, denn wo ein solcher stattgefunden hat, findet sich auch eben das Spiral-Ornament.

Auf neolithischen Gefäßen von Cujavien wies v. Erckert Exc. das Sparren- und das palmzweigartige Ornament nach; auch das Zickzack-Ornament kam dort vor. *) — In unsern berühmten Pfahlbauten war die Töpferei bereits hoch entwickelt. Die Pfahlbauten des Steinhäuser Rieds in Schwaben z. B. lieferten Gefäße von verschiedener Form und für verschiedenen Zweck: Töpfe mit und ohne Henkel oder durchbohrten Ansätzen, Krüge, Tassen, Schüsseln, Schöpf- und Esslöffel. Die Krüge haben oft reiche Ornamente, bestehend in allen möglichen Kombinationen von Punkt und Strich. Besonders geschmackvoll sind die „karrierten“ Ornamente mit weisser Masse ausgefüllt und von breiten, schwarzglänzenden Streifen umrahmt. Die keramischen Erzeugnisse dieser Pfahlbauten stimmen in ihrer Stilart u. a. mit denen der Pfahlbaustation Bodmann im Überlinger See überein. **) (Nebenbei bemerkt: man kennt im Alpengebiet über 280 Pfahldörfer, z. T. der Steinzeit, z. T. späteren Perioden zugehörig.) — Die Ornamente auf den Gefäßen des neolithischen Grabfeldes auf der Rheingewann von Worms bestehen ebenfalls aus Systemen von Linien und Punkten; es kommen nur gerade oder wenig gebogene Linien vor; das am häufigsten vorkommende Muster ist das schraffierte Dreieck. Dieses bildet das in den späteren Perioden so häufig vorkommende „Wolfszahn-Ornament“, welches sowohl auf Thon-Gefäßen, wie auch vielfach auf Bronzen erscheint. Dasselbe ist nach Meinung von Köhl vordem noch nicht als ein Ornament der rein neolithischen Zeit angeführt worden. Auf eingehende Beschreibung der Anordnung jenes Musters will ich mich hier nicht einlassen; die sich dafür Interessierenden verweise ich auf die „Nachrichten über deutsche Alterthumsfunde“, 1896, Heft V.

*) Verh. d. Berl. G. f. A., E. u. U., 1883, S. 431.

**) C.-Bl. d. d. G. f. A., E. u. U., 1892, S. 74.

Um Sie nicht zu ermüden, geehrte Anwesende, muss ich auch auf die ausführlichen Erklärungen Virchows verzichten, welche in Bezug auf die ausserordentliche Zähigkeit im Festhalten bestimmter Formen und Ornamente neolithischer Zeit in Italien uns ein sprechendes Bild dortiger Verhältnisse liefern und zugleich die Beziehungen zwischen Italien und Deutschland erörtern. Nur wenige Worte seien wiedergegeben. „Der Thon ist das am meisten bildsame Material, und man sollte bei dem Töpfer eine besondere Neigung zu selbstständigen Neuerungen erwarten; aber gerade bei ihm zeigt sich eine ganz besondere Hartnäckigkeit in der Erhaltung der Formen. Als Beispiel dafür möchte ich (sagt Virchow) darauf hinweisen, dass in Italien die neolithische Ornamentik sich noch bis in die Villanova-Zeit erhalten hat. Das Schnur-Ornament lässt sich, teils rein, teils in künstlicher Nachbildung, noch darüber hinaus an dem Topfgerät der Bologneser Gräber [also bis in die reine Bronzezeit] nachweisen.“*)

Eine sehr naheliegende Frage, die so ziemlich auch jedem von Ihnen, geehrte Anwesende, zu den allerersten Fragen gehören wird, — insofern Sie nicht schon durch eigene Studien die Schwierigkeit der Beantwortung kennen — ist jene nach der Zeitstellung resp. Dauer neolithischer Kultur. Da kann nicht oft genug betont werden, dass man wohl einzelne Stufen der Entwicklung oder lokale Eigentümlichkeiten mit verhältnissmässiger Sicherheit bestimmen kann, aber nur mit einer ungefähr bestimmten Jahrhundert-Zahl rechnen darf, — auch schon deshalb, weil jede Kultur (Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit, mit ihren Unterabteilungen) in verschiedenen Ländern verschiedene Ausdehnung gewann, hier z. B. die Steinzeit früher allmählich abgelöst durch Benutzung der Metalle, dort länger festgehalten, wie in ostbaltischen Gebieten, nämlich Estland, welche Gebiete sich noch bis zum Beginn christlicher Zeitrechnung in Stein-Kultur befanden.

Doch alles schiebt sich weiter und vergeht, — so auch die Viertelstunden, mit denen ich meine Zuhörer an ihren Plätzen festhalten darf. Daher genug von der Steinzeit! — ausgenommen eine letzte Bemerkung. Zu den Einzelheiten, welche die Forscher besonders interessieren, gehören die Gefässe mit durchloctem Rande. Obwohl ein grosser Zeitraum zwischen den Pfahlbauten der Schweiz und denen meiner Heimat Ostpreussen liegen muss, findet man die gleiche Erscheinung bei beiden: die Ränder vieler Gefässe weisen kleine Löcher auf. Balduhn*) sagt: „Durchlochte Ränder sind bei Gräberurnen nicht beobachtet worden. Ausser den Pfahlbauten können wir Wohnstätten der Vorzeit nicht feststellen, in denen Speisen gekocht worden, deshalb die Vermutung, dass

*) Verh. d. Berl. G. f. A., E. u. U., 1884, S. 208.

**) S. Ber. d. A.-G. Prussia, 1887—88, S. 138.

die nur im Pfahlbau gefundenen durchlochten Gefässe ausschliesslich zum Kochen gedient haben, und dass zu Graburnen besondere Gefässe ohne Löcher gefertigt wurden. Die Urmenschen haben gewiss ex praxi bald gefunden, dass bei bedeckten Gefässen die Speisen nicht allein weniger überkochen, sondern auch schneller kochen und beim Erlöschen des Feuers länger warm bleiben. Deshalb bedurfte das Gefäss, welches mit der Hand roh geformt war, ohne gekrempten Rand, wie ihn heute die Drehscheibe herstellt, einer Vorrichtung, welche es ermöglichte, dass der scheibenförmig geformte Deckel sicher und fest auflag. Diese Vorrichtung bestand nun darin, dass in dem steilen Rande der Gefässe Löcher gemacht wurden, durch welche man dünne Stäbchen, Halme u. s. w. steckte. Die aus dem Gefässe sich entwickelnden Dämpfe, welche z. T. nur durch die Löcher neben den Stäbchen strömten, verhinderten das Verbrennen der aussenstehenden Enden dieser Stäbchen. Die Annahme, dass die Löcher zum Anhängen durch Schnüre gedient haben können, ist hinfällig, wenn man die Kleinheit der Löcher und die Höhe derselben am Rande im Vergleich zur Grösse und Schwere der Gefässe — namentlich wenn sie gefüllt sind — erwägt.“

Nun wollen wir die „Brandenburgia“ zu ihrem Rechte kommen lassen und uns die nächsten Kultur-Perioden zunächst in der Mark Brandenburg ein wenig ansehen, wobei freilich die Hinweise auf andere Landesgebiete nicht zu unterlassen sind. Nordische Forscher (z. B. Worsaae und Montelius) nehmen an, dass etwa um 1000 Jahre v. Chr. [oder früher; — s. oben!] bereits der Norden mit dem Gebrauch der Metalle bekannt geworden sei. Für die Mark Brandenburg dürfte (nach A. Voss u. G. Stimming, a. a. O.) diese Zahl wohl zu hoch gegriffen sein; indes wird man immerhin auf das 5—6 Jahrh. v. Chr. zurückgehen können, auf grund der durch die gleichartigen norditalischen Funde einigermaßen sicher datierbaren Gegenstände vom Hallstätter Typus, welche im Norden gefunden sind.

Der Name Hallstätter oder Hallstatt-Kultur lehnt sich bekanntlich an die Funde auf dem gewaltigen Flachgräberfelde des Salzberges bei Hallstatt im österreichischen Salzkammergute. „Ungefähr in der Hälfte der Gräber fanden sich Reste unverbrannter, in der andern Hälfte die Reste verbrannter Leichen; 525 Skeletgräber lieferten 342 Thongefässe, 455 Brandgräber 902 Thongefässe.“*) Wo immer nun wir Funde antreffen, welche diesem Typus entsprechen, stehen wir einer mehr oder minder einheitlichen, gewaltigen Periode gegenüber, in der neben der Bronze bereits das Eisen auftaucht.

Die Dauer der sogenannten Bronzezeit, in der man das Eisen noch nicht kannte, dürfte (nach M. Hörnes, a. a. O.) mit

*) M. Hörnes, Urgeschichte der Menschheit, S. 132.

folgenden Zahlen ungefähr zu bezeichnen sein. „Die erste Phase möchte etwa von 1500—1000 v. Chr. gewährt haben; die zweite Phase in Nord-Europa sicher bis 400 v. Chr.; in der Schweiz und in Ungarn wird dieselbe aber schon um 600 v. Chr. zu Ende gegangen sein.“

In meinen bescheidenen Zeichnungen, werden Sie, geehrte Anwesende erkennen: wie sich die Übergänge von der Steinzeit zur Bronzezeit nachweisen lassen. Das am Rande durchlochte, rauh gemachte Gefäss aus Ostpreussen — dem Pfahlbau im Tulewo-See entnommen — leitet hinüber zu den gleichgeformten und gleicher Weise rauh gemachten Gefässe vom Urnengräberfelde bei Radewege, Kr. Westhavelland, Mark Brandenburg. Sodann haben Sie in den Abbildungen einige Formen und Ornamente vor Sich, welche Ihnen die reine Bronzezeit in der Mark veranschaulichen. Sie sehen ferner auf Tafel IV eine Buckelurne, d. h. ein Exemplar jener merkwürdigen Gefässe, welche durch eine lange Zeit, nämlich bis in die vollentwickelte Eisen-Zeit, eine grosse Verbreitung erfahren haben und zu den charakteristischen Erkennungszeichen des hochinteressanten „Lausitzer Typus“ gehören, obgleich die Buckelgefässe ganz und garnicht auf die Niederlausitz beschränkt sind. „Sie finden sich in einer breiten Zone von den Karpathen bis über die Elbe und legen durch ihre Nebenfunde die durch andere Einzelheiten gestützte Vermutung nahe, dass die Bevölkerungsgruppe, welche in der älteren La Tène-Periode (d. h. in der vollentwickelten Eisenzeit) ihre Handwerks-technik an der Havel und Elbe übte, in früherer Zeit weiter östlich sass, eine Annahme, die unsere Lausitzer Bronzefunde dann für eine noch ältere Zeit weiter südöstlich nach Ungarn fortleiten.“*) Auf die Mannigfaltigkeit der Formen von Buckelgefässen sei hier besonders aufmerksam gemacht, indem das Märkische Museum und das klg. Museum f. Völkerkunde ungemein reich an dergleichen Thongerät sind. Zu den Buckelurnen gesellen sich in der Niederlausitz sowohl in früherer wie in späterer Zeit unabsehbar viele verschiedenartige Thongefässe, eine ganze Küchen- und Speisekammer-Ausstattung vergegenwärtigend, auf die wir noch zurückkommen.

Von Funden aus märkischer reiner Bronzezeit seien sodann erwähnt die bei Brandenburg zu Tage gekommenen Urnen, welche z. T. Familiengräbern entstammen. Die Gefässe sind meist mit Henkel versehen, kannen- oder topfförmig, von rötlich-braungelber Farbe, und zeigen teilweise als Verzierungen wagerecht umlaufende Parallellinien, ferner Zickzack-Ornament, auch unregelmässig laufende, im rechten Winkel zusammenstossende, eingeritzte Linien. Nicht unerwähnt sei das Vorkommen des Deckels!**)

*) H. Jentsch: Mitt. d. Niederl. G. f. A. u. U., 1887, H. III.

**) XXVI.—XXVIII. J.-B. d. Hist. V. z. Brandenburg. S. 100.

Die jüngste Bronzezeit resp. die Hallstatt-Periode hat ausser unendlich vielen Besonderheiten, deren blosse Aufzählung uns eine lange Weile beschäftigen würde, in Westpreussen und einigen angrenzenden Gebieten eine höchst wichtige Hinterlassenschaft in den sogenannten Gesichturnen. Diese Gefässe ahmen das menschliche Antlitz oder den oberen Teil desselben nach, dazu die Ohren, zuweilen Haupthaar und Bart und sogar in schwächerer Ausführung auch die Hände. Die Gefässe haben fast immer eine karaffenartige Form; der Deckel kann als Nachbildung einer Mütze gedeutet werden. Auf dem breiteren Teil der Urne, gewöhnlich unter einer Verzierungslinie, befinden sich oft eingeritzte Zeichnungen: primitive Darstellungen von Wagen, Pferden und Menschen, von Bäumen und Schmucksachen. Manchmal sind diese Schmucksachen in Wirklichkeit auch in der Urne angetroffen worden. In den mehrfach durchlochenden Ohren hängen Ringe; meist sind dieselben von Bronze, aber auch eiserne Ringe kommen nicht selten vor. Das Hauptfundgebiet dieser ungemein interessanten Gefässe ist Pommerellen.

Demnächst wird im kgl. f. Museum Völkerkunde hier dem Publikum jene Sammlung von Gesichturnen zugänglich gemacht werden, welche — 40 an der Zahl — in Schwartow, Pommerellen, gefunden wurden. (Vordem besass das Mus. f. Völkerk. nur 25 Stück solcher Urnen; das Märk. Mus. erfreut sich gleichfalls einer Anzahl; aber das Westpr. Prov.-Museum in Danzig besitzt gegen 200 Gesichturnen. Andere Exemplare fanden in den Museen zu Königsberg, Breslau, Stettin u. s. w. ein gar gern gewährtes Unterkommen.) Herrn Prem.-Lieutenant Hans von Schierstedt-Swartow ist die vorhin erwähnte neue Sammlung zu verdanken; er entnahm dieselbe, mit Hülfe des Herrn Konservator Krause (Berlin), der Erde, wo sie — wie gesagt — seit der Hallstatt- oder (nach einzelner, abweichender Meinung) seit der La Tène-Zeit geweiht hatte. Die Urnen standen in Steinkisten-Gräbern auf verschiedenen Grabfeldern. Auch mehrere Kinderurnen kamen zum Vorschein.

Die Zeichnungen auf den Gefässen haben wiederholt eingehende Besprechung erfahren, wie u. a. die Verhandlungen der Berl. Anthrop. Gesellsch. beweisen. Für denjenigen, der sich weiterhin dafür interessiert, sei auf das Heft von H. Conwentz aufmerksam gemacht: „Bildliche Darstellungen von Tieren, Menschen, Bäumen und Wagen an westpreussischen Gräberurnen.“ Dasselbst werden die Jagdscenen an die Hauptbeschäftigungen der Landesbewohner angeknüpft, indem die Jagd — welche in der ältesten Zeit auf Elch, Hirsch u. s. w. stattfand — noch in der zu Ende gehenden Bronzeperiode im Vordergrund gestanden haben wird. Doch das Wanderleben von ehemals hatte gewisser Sesshaftigkeit Platz gemacht und zu den Anfängen der Landwirtschaft geführt. Das Pferd spielt bereits eine Rolle als Zugtier. Und dass man mit einem Wagen umzugehen verstand, ist aus vielen Zeichnungen zu

ersehen. Freilich werden dies allemal nur bescheidene Arbeitsgefährte gewesen sein, die einzigen Wagen, die überhaupt existierten; Droschken und Hochzeitskutschen gab es damals sicherlich noch nicht. „Die Übereinstimmung mit andern Zeichnungen an vorgeschichtlichen Gegenständen in weit entfernten Gebieten (es sei hier nur an die ähnlichen Tierzeichnungen auf Thonvierteln aus Hissarlik [Schliemanns Troja] erinnert) ist kein Grund zu der Annahme eines inneren Zusammenhanges, denn der Kunstsinn des Menschen fällt zeitweise von selbst auf eine bildliche Darstellung gewisser Tier- und Pflanzenformen, ebenso wie in der vorangehenden Entwicklungsstufe bei den verschiedensten Völkerschaften dieselben linearen Verzierungen sich spontan bilden und in analoger Weise weiter entwickeln können.“

Ein Teil der sogenannten Bronzegräber der Mark Brandenburg ist (nach A. Voss u. G. Stimming, a. a. O.) entschieden jüngeren Datums, als die Hallstätter Periode. Für die Bestimmung ihres Alters haben wir u. a. einen Anhalt an dem Charakter der Thongefässe, welcher ganz mit dem der älteren La Tène-Zeit übereinstimmt und den von Virchow zuerst so benannten „Lausitzer Typus“ zeigt. Dieser uns in den Gräberfeldern der Lausitz in besonders scharf ausgeprägten, sehr mannigfaltigen und höchst vollendeten Formen entgegentretende Gefässtypus beginnt vermutlich mit der Hallstätter Periode. Er erstreckt sich nordwestlich bis an die Priegnitz, westlich bis nach Anhalt und Ost-Thüringen und in südöstlicher Richtung durch Sachsen, Posen, Schlesien und Böhmen bis tief nach Ungarn hinein. Einzelne Funde verwandten Charakters sind auch am Mittel-Rhein in Hessen, Baden und im Elsass vorgekommen. Da giebt es nun grosse und kleine bauchige Gefässe, ohne Henkel oder mit zwei kleinen, öhsenartigen Ansätzen, einhenkelige Kannen und Töpfe, flache Schalen, Näpfe, tassen- und flaschenförmige Gefässe, Becher, Nachbildungen von Trinkhörnern, Räuchergefässe, Dosen und Kinderklappern. Alles Thongerät ist aus freier Hand geformt und je nach der Gebrauchsweise aus feinem oder gröberem Thon hergestellt und mehr oder minder sorgfältig verziert. Die Farbe ist gelblich oder rötlich, aber auch grau und schwarz. Manche Gefässe sind auch weiss oder rot gefärbt und (in sehr seltenen Fällen) farbig verziert. Dergleichen Stücke wurden bei Gr. Czetteritz. Kr. Landsberg (Mk. Br.), gefunden. In Schlesien und Posen kommen sie häufiger vor. Die plastischen Verzierungen der Thongefässe bestehen entweder in vertieften Furchen oder aufgelegten Leisten und den eigentümlichen, bereits erwähnten Buckeln. Es hat den Anschein, als seien die Ornamente mit dem Modellierholz gefertigt. Vielfach wird zur Glättung der Oberfläche ein glatter Stein benutzt worden sein. Für die feineren Verzierungen reichte indes ein so unvollkommenes Werkzeug nicht aus, und man bediente sich wahrscheinlich kleiner Stäbchen aus Holz oder Knochen. Ebenso wie die Gräber der späteren Zeit ärmer

an Gefässen werden, so dass in der jüngeren La Tène-Zeit namentlich, sowie in der Römischen und Völkerwanderungs-Zeit das Grab nur eine Haupturne (mit der Asche) und ein Deckelgefäss, — in der Völkerwanderungs-Zeit meistens sogar nur eine Haupturne allein enthält, so nimmt auch die Mannigfaltigkeit der Gefäss-Formen allmählich ab. Wir sehen in der La Tène-Zeit die kleinen Beigefässe, die Tassen, Kannen und Krüge, Räuchergefässe, Becher und Trinkhörner wieder verschwinden und fast nur noch grosse topfförmige Gefässe und flache schalen- oder napfartige Deckelgefässe übrig bleiben. Die Formen werden einfacher, die Ornamente dürftiger und oft nachlässig ausgeführt. Zuweilen wird ein mehrzackiges Instrument angewandt, mit welchem die feineren Linien gezogen oder in den halb getrockneten Thon geritzt werden. In der römischen Kaiserzeit nahm dann aber die Töpferei doch einen bemerkenswerten Aufschwung, während sie in der darauf folgenden Völkerwanderungs-Periode abwärts geht. Die Gefässe der römischen Zeit haben sehr verschiedene Färbung. Von besonderer Schönheit sind die durch Berussung während des Brennens mit äusserst fein zerteilten Kohlenstückchen völlig durchsetzten tiefschwarzen Gefässe. Die Masse ist gleich wie bei denen der früheren Zeiten ein grober, ungeschlämmter Thon, der innen und aussen eine feinere Schicht zeigt. Letztere ist oft durch Bewerfen mit scharfem Sande nachträglich stellenweise wieder rau gemacht, wesentlich zu ornamentalen Zwecken. Vasenförmige Gefässe kommen neben flaschenförmigen, Fussbechern neben Henkelbechern vor.

Jetzt sind wir bei der einheimischen vorgeschichtlichen Töpferei zu dem Zeitpunkte angelangt, da sich das sogenannte „Hakenkreuz“ oder Swastika als ein Bindeglied mit südlichen Kulturländern bemerkbar macht. (A. Voss u. G. Stimming, a. a. O.) Wir werden dieses Ornament gleich näherer Betrachtung unterziehen; doch vorher sei auf die beiden Zeichnungen (Tafel XI) aufmerksam gemacht, welche das von unserm verehrten Herrn Vorsitzenden Geh. R. Friedel durchforschte Gräberfeld von Wilhelmsau, Mark Brandenburg, angehen. In der darauf bezüglichen Schrift heisst es (S. 37): „Es tritt bei Wilhelmsau die kulturgeschichtliche Eigenart überaus merkwürdiger, von allen vorgehenden wie nachfolgenden Epochen klar unterschiedener Sitten und Gebräuche, sowie — an der Hand der z. T. wiederum ganz eigenartigen, bei allen älteren Kulturstätten nicht beobachteten Eisenindustrie und Töpferwaare — die Thatsache ans Licht: dass es sich hier um die jüngsten Spuren der altgermanischen Bevölkerung unmittelbar vor dem Eindringen der Slaven handelt.“ — Dieses germanische Gräberfeld aus der Zeit der Völkerwanderung in der Mark Brandenburg gehört zu den „Brandplettern“, welche sich von Norwegen durch einen Teil von Schweden nach Bornholm — wo diese Gräber am zahlreichsten sind — bis zu unsern Ostseeküsten hinziehen. Von einer Beschreibung der inter-

essanten Nebenumstände muss hier selbstverständlich Abstand genommen werden.

Neben dem vorhin erwähnten Ornamente — dem einfachen Hakenkreuz — zeigen sich nunmehr alle Arten der Verzierungsweise, welche da, wo der Mäander sich selbstständig entwickelt hat, letzterem als Vorstufe voraufgehen oder nach ihm angewendet werden. Es kann deshalb beim Mäander selbst nicht mit Bestimmtheit behauptet werden, dass auch dieser ein aus andern Kulturkreisen eingeführtes Ornament sei. (A. Voss u. G. Stimming, a. a. O.)

Aus der grossen Zahl der Betrachtungen des Hakenkreuzes, des Mäanders, des Sonnenzeichens, des Triquetrum, des Radornaments u. s. w. will ich in Kürze einige hervorheben.

Zunächst sei das Sonnenzeichen erwähnt. Es ist dies ein millionenfach wiederkehrendes Ornament, das die Menschen wohl zu allen Zeiten und an allen Orten verwandten, so dass ein grosser Teil der Forscher es als ein ganz zufälliges, gar nichts bedeutendes ansieht, indes andere ihm eine wohl überlegte Bedeutung nachsagen. Es besteht aus einem einfachen oder mehrfach gezogenen Kreise, in dessen Mitte ein Punkt sich befindet. Man trifft es auf zahllosen Gegenständen, sogar auf Felswänden (auf den Bilder- und Schalensteinen von Venezuela). Sowohl in prähistorischen wie in ethnologischen Sammlungen begegnen wir dem kleinen Ornament sozusagen auf Schritt und Tritt.

Die Sonne, die urewige Lebensspenderin, erfuhr allerdings ausserordentliche Berücksichtigung, wo es sich um Ornamentik handelt, die dem Symbolischen sich anschliesst. Da gilt nun das Triquetrum, d. h. die angedeutete Darstellung dreier laufenden Beine, als Sinnbild der rollenden Sonne. An vorgeschichtlichen Gefässen Schlesiens steht diese Verzierung genau auf den Stellen, auf denen früher bei ähnlichen Gefässen ein wirkliches Sonnenbild angebracht wurde. Das Triquetrum kommt ebenfalls zu allen Zeiten und in weit von einander entfernten Ländern vor. Es hat sich z. B. in Lykien und Syrien unverändert erhalten, in Form von drei halbrunden Linien, welche von einem gemeinsamen Mittelpunkte ausgehend, einander in gleichen Abständen folgen.*)

Das Triquetrum führt uns u. a. zum Radornament. „Als das grossartigste Werk wird in der primitiven Periode der vedischen Arya das „Speichenrad“ genannt. In der That bedeutet der Bau des Speichenrades für den Naturmenschen einen gewaltigen Schritt vorwärts. Im Rigveda ist das Rad mit seinen Speichen, von denen „keine die letzte“ ist, und sein Bau ein beliebter Vergleich und ein oft ausgeführtes Bild. „Den vielgepriesenen Indra“ heisst es Rigveda 7, 32, 20, „biede ich durch das Lied hierher, wie ein Wagner einen Radkranz aus gutem Holze

*) Verh. d. Berl. G. f. A., E. u. U., 1886, S. 277.

biegt“ oder (Çakra) „den Blitz in der Hand, herrscht über alle Menschen, wie ein Radkranz die Speichen umfasst,“ Rigv. I, 32, 35. Das Rad bleibt für die indische Kulturwelt des Altertums bis in die Neuzeit hinab das Symbol geheimnisvoller Macht, das Thema zu grossartigen, poetischen Vergleichen. Die Buddhisten nahmen das Rad geradezu als Abzeichen ihrer Religion.“*) — Wie eigentümlich muss es uns berühren, und zu welchen Kombinationen können wir geführt werden, wenn uns das Radornament auf Scherben und Gefässen aus unserer einheimischen Vorgeschichte in den Weg kommt! An der Hand von verbürgten Funden sind wir gewöhnt, dies Ornament als slavisches zu betrachten, besonders wenn es in Gesellschaft der charakteristischen „Wellenlinien“ auftritt. Und dass es nicht nur der Vorgeschichte angehört, beweisen die auf Tafel XII zum Vergleiche veranschaulichten, radähnlichen Ornamente von böhmischen Topfböden, welche bereits ins 13. Jahrh. unserer Zeitrechnung hineinreichen.

Das Hakenkreuz hat allein eine ganze Litteratur geschaffen. Es ist ein Kreuz mit vier gleich langen Armen, welche je an ihrem Ende einen Haken erhalten haben. Die Haken, von links nach rechts weisend (oder umgekehrt), entsprechen beständiger Bewegung; und so ward das Hakenkreuz — in dieser Bewegungsrichtung ein glückbedeutendes Ornament — das Sinnbild des ewig laufenden Zeitenrades, ein Sinnbild der höchsten Gottheit.***) „Wir finden die Fusstapfen (Buddhas) mit dem Zeichen des Rades oder mit dem Swastika (= Hakenkreuz) als Symbol Buddhas.“***)

Auch nur flüchtig kann ich Ihnen, geehrte Anwesende, den Mäander vorführen. Sie sehen hier, wie sich die Elemente vom Hakenkreuz und Labyrinth-Linie gemeinsam nachweisen lassen! Der Mäander wird vielen von Ihnen auch als à la grecque-Muster bekannt sein; und schliesslich kennen Sie alle ihn von chinesischen Artikeln her. („Mäander“ wird von Müller und Mothes, Ill. arch. W.-B., abweichend erklärt.)

Es liesse sich in unabsehbarer Mannigfaltigkeit noch lange, lange von Thongefässen und Verzierung derselben reden. Dankenswert wäre z. B. ein längeres Verweilen bei den hochinteressanten „Hausurnen“, welche uns ein Bild uralter Wohnhäuser liefern. Was wäre nicht wenigstens zu streifen, wenn wir der gewaltigen Schliemann'schen Funde gedenken! Welche Bilder erstehen vor unserm innern Auge bei den Beweisen des Heraufdämmerns einer Kultur, die die Kindheit unserer gegenwärtigen resp. den Übergang zur schriftlich beurkundeten Heimatsgeschichte bedeutet! — An Herde, Kamine und Öfen, an Spinnwirtel,

*) A. Grünwedel, Büddh. Kunst in Indien. (Handb. d. K. Mus. z. Berlin) S. 6.

***) C.-Bl. d. d. G. f. A., E. u. U., 1892, S. 35.

****) A. Grünwedel, a. a. O., S. 120.

Webegewichte, Netzbeschwerer u. s. w. haben wir überhaupt nicht gedacht. — Aber das Hakenkreuz sollte auch über meinem bescheidenen Vortrage schweben, und seine langen Arme winken mir in Ihrem Namen zu, zum Schlusse zu eilen, obgleich Herr Geh. Rat Friedel mir noch viele Hauptfragen vorgeschichtlicher Töpferei und Ornamentik ans Herz legte. Die Sachverständigen unter Ihnen kennen indes die Lücken, die ich gelten lassen muss; und im übrigen möchte allen der Schluss nicht unwillkommen sein.

Derselbe möge in dem Hinweis bestehen, wie schon vor uns die vorgeschichtliche Töpferei ein Gegenstand ernster Betrachtung gewesen ist.

In dem „Erleuterten Preussen“, 1728, heisst es: „Wie gemeine und unwissende Leute sich gerne mit Fabeln herumtragen, so fehlet es auch bey diesen Töpfen an dergleichen ungegründeten Erzählungen nicht. Einige halten sie vor solche Töpfe, deren sich die in hohlen Bergen wohnenden Unterirdischen vulgo Underersken bedienen, welche sie entweder ihren verstorbenen Freunden mit ins Grab gegeben, damit sie solche in der andern Welt nützen könnten, oder aber haben solche in den Hügeln, da sie ihre Wohnung verändert, und anderwärts hingezogen, hinterlassen, als unstrittige Zeugen, dass sie daselbst vorher gewohnt, nun aber davon geeilet. Allein wie die gantze Erzählung von den Unterirdischen nach einem Märlein schmecket, so sind auch die von ihnen hinterlassenen Töpfe was erdichtetes. — Andere suchen sich zu bereden, es wären diese Töpfe nicht von Menschen Händen aus Sand und Thon gearbeitet, sondern wüchsen von Natur gleichwie die Erdschwämme, in der Erde. Sie sagen, die Erde werffe, sonderlich im Maji Monath, gewisse Hügel auff, in welchen sie diese Töpfe hervorbringe. — Es sind nicht weniger diejenige nicht zu hören, welche unsere Töpfe, als gemeine Fleisch-Töpfe angeben, welche die Cartheuser, Carmeliter und andere Mönchen gebrauchet. Denn ob sie zwar nach ihren Ordens-Reguln sich alles Fleisches enthalten müssen, geschehe es doch zuweilen, dass sie nach verbotenen Fleisch-Töpfen lüstern werden, um sich dadurch zu stärken. Damit nun niemand ihr Unternehmen erfahren könne, so vergraben sie die überbliebenen Knochen in dergleichen Töpfe und setzten solche tieff unter die Erde. Die schlesischen Bauern halten davor, es wären diese Töpfe, neben den andern aus der Erde gegrabenen Gefässen, von denen Schnittern und dem Gesinde auff dem Felde, nachdem sie das Mittagbrod zu sich genommen, vergraben, und über dem weggehen etwa vergessen worden. Und eben das wäre die wahre Ursache, woher man in selbigen so viele Knochen anträffe. — Abergläubische Leute sind es, die diesen Asch-Töpfen eine besondere Kraft zueignen und sich einen gewissen Nutzen und grossen Vortheil daraus versprechen, wenn sie selbige in ihrer Haushaltung brauchen. Die Bauern in der Mark

haben, wie Treuerus (Gottfried Treuer) berichtet, die Meynung, dass die Milch in dieser Art Töpfen besser raffe und viel fettere Butter gebe. Sie nennen sie deswegen Milch-Töpfe. Denen jungen Küchlein setzen sie in solchen Scherbeln das Wasser vor, und bilden sich abergläubisch ein, dass sie nicht so leicht krank werden, wenn ihr junges Vieh daraus geträncket wird, sondern es nehme von Tage zu Tage mercklich zu. Wenn man die Saat, welche der Erden anvertauet wird, aus diesem Topfe austreuet, so soll das Wachsthum um so viel besser fortgehen, die Aehren voller werden und hoch in die Höhe schiessen, so, dass man sich auf eine reiche Ernte eine unerträgliche Hoffnung machen könne. — Diejenigen Medicos, welche aus denen Asch-Töpfen und dero Scherbeln, aus der Asche der Verbrennten und denen noch wenigen Knochen eine Artzeney für gefährliche Krankheiten zuzurichten sich getrauen, wird man wohl mit Recht in die Gesellschaft der Abergläubischen verweisen können. — Im Herzogthum Cleve und in der Chur-Marck Brandenburg sollen gläserne Urnen sehr häufig hervorgezogen seyn.“

Letztere sind dann freilich nicht Töpfer-Arbeit gewesen; aber an diese Notiz und an die vorhergenannte Benutzung der Graburnen muss man das aufrichtige Bedauern knüpfen: wie grosse Einbusse das Märkische Museum und andere Sammlungen erfahren haben werden.

Im Monatsheft „Brandenburgia“ 1894 No. 5 brachte O. Pniower ganz ähnliche Nachrichten über einstige Beurteilung vorgeschichtlichen Thongeräts aus dem 17. Jahrh., wo es sich um den geborenen Altmärker Hans Schultze, genannt Johannes Prätorius, handelt. Daran mag sich eine Mitteilung lehnen, welche ich P. L. Berckenmeyers „Neu vermehrt. curios. Antiquarius“ (1712—31) entnehme: „Bei der Stadt Lübben in der Niederlausitz findet man in der Erde selbstwachsende Töpfe mancherlei Gattung. In den Pfingsttagen sind sie nur ellentief in der Erde; im Winter, Herbst und Frühling hingegen bis 20 Schuh tief. Sie sind anfänglich weich, eben, als wenn sie erst von des Töpfers Drehebank wären abgesetzt worden; wenn sie aber nur eine kleine Zeit an der Luft gestanden, so werden sie hart; jedoch muss man sie, wenn sie noch weich sind, nicht mit den Händen anrühren, sonst zerfallen sie wie Asche und Staub.“*)

Eine solche vorsichtige Behandlung ist übrigens sehr berechtigt und sei hier jedem Neuling unter Ihnen, geehrte Anwesende, empfohlen, falls er durch Zufall in die Lage käme: vorgeschichtliche Töpferei und Ornamentik an Stücken zu studieren, die noch bis dahin im Schoosse der Erde ruhen durften; er liefere dann, bitte, diese Stücke an ein ein-

*) Vergl. „Brandenb.“ 1892 No. 4 (Buchholz).

heimisches Museum ab, — statt sie als Kaffeekanne, Sahnetöpfchen oder Bierseidel zu benutzen!

(98 Zeichnungen erläuterten den Vortrag.)

11. Nach dem Schluss der Sitzung fand ein geselliges Zusammensein im Ratskeller statt.

Die Irrlichter und Irrwische.

Von W. v. Schulenburg.

In seiner geschätzten Abhandlung über die Geister des Spreewalds*) hat unser verehrter Freund, Herr Dr. Karl Bolle, eingehend der Irrlichter gedacht. Herr Dr. Bolle hat hierbei auch meiner freundlichst Erwähnung gethan und bemerkt, dass von mir keine Irrlichter gesehen wurden. Diese Angabe ist leicht erklärlich. Ich habe nie viel von meinen eignen Erfahrungen über Irrlichter geredet und auch nichts davon in meinen Schriften vermerkt. Aber in der That, ich habe Irrlichter gesehen.

Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich Irrlichter gesehen im Jahre 1869. Es war dies irgendwo in der Gegend südlich von Saarmund, einem Dorfe, das in der Richtung zwischen Potsdam und Trebbin liegt. Ich befand mich anfangs September mit einer Anzahl anderer Menschen nahe einer Brücke an einem Wassergraben oder einem Fliess. Jenseits desselben lag eine Wiese oder sumpfige Niederung. Es war eine warme und dunkle Nacht. Gegen Abend nun oder in der Nacht, ich weiss es nicht mehr, sah ich eine ganze Anzahl kleiner Lichter auf der Wiese, meiner Erinnerung nach bläulich, doch lasse ich das zweifelhaft. Wie lange ich sie gesehen, oder was aus ihnen geworden, weiss ich nicht mehr. Denn meine Aufmerksamkeit war durch andere Umstände in Anspruch genommen. Ich scheidet deshalb diesen Fall aus der Betrachtung ganz aus.

Dann habe ich Irrlichter gesehen zu Burg im Spreewald in den Jahren 1877—1879. Der Spreewald war früher sehr sumpfig und die Erinnerung an die Irrlichter vor zwanzig Jahren noch sehr lebendig. Ich habe Sagen und Beobachtungen aus dem Volk darüber niedergelegt in meinen Schriften.**) Doch schon damals sagten die Leute, dass man früher viel häufiger die Irrlichter sah, dass sie jetzt seltener wären, weil

*) Brandenburgia (Monatsblatt), Berlin. 1895, 124—140.

***) Wendische Sagen, Leipzig. 1880; Wendisches Volkstum, Berlin. 1882.